Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 79. Bromberg, den 27. Mai 1925.

Tom Sawyers Abenteuer.

Von **Mark Twain.**

Deutsche Übersetzung von Margarete Jacobi.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Drittes Kapitel.

Tom erschien vor Tante Polly, die am offenen Fenster eines Hinterzimmers saß, das Schlaf-, Wohn-, Eßzimmer, Bibliothek, alles in sich vereinigte. Die balsamische Sommerluft, die friedliche Ruhe, der Blumenduft, das einschläfernde Summen der Bienen, alles hatte seine Wirkung auf sie ausgeübt, — sie war über ihren Strickstrumpf eingenickt in Gesellschaft der Katze, die auf ihrem Schoße friedlich schlummerte. Die Brille war zur Sicherheit ganz auf den alten, grauen Kopf geschoben. Sie war fest überzeugt gewesen, daß Tom längst durchgebrannt sei und wunderte sich nun nicht wenig, als er sich jetzt so furchtlos ihrer Macht überlieferte.

„Darf ich jetzt gehen und spielen, Tante?" fragte er.

„Was — schon? Ei, wie weit bist du denn?"

„Fertig, Tante."

„Tom, schwindle nicht, du weißt, das kann ich nicht vertragen."

„Gewiß und wahrhaftig, Tante, ich bin fertig."

Tante Polly schien nur wenig Zutrauen zu der Angabe zu hegen, denn sie erhob sich, um selbst nachzusehen; sie wäre froh und dankbar gewesen, hätte sie nur zwanzig Prozent von Toms Aussage bestätigt gefunden. Als sie aber nun den ganzen Zaun getüncht fand und nicht nur so einmal leicht überstrichen, sondern sorgsam mit einer festen, tadellosen Lage Tünche versehen, da kannte ihr Erstaunen, ihre freudige Ver- und Bewunderung keine Grenzen.

„Na, so was!" stieß sie fast atemlos hervor. „Arbeiten kannst du, wenn du willst, Tom, das muß dir dein Feind lassen. Selten genug freilich willst du einmal," schwächte sie ihr Kompliment ab. „Aber nun geh' und spiel', mach' dich flink fort. Daß du mir aber vor Ablauf einer Woche wieder kommst, hörst du, sonst gerb' ich dir das Fell doch noch durch!"

Sie war aber so gerührt von seiner Heldentat, daß sie ihn zuerst noch mit in die Speisekammer nahm und einen herrlichen, dicken, rotbackigen Apfel auslas, den sie ihm einhändigte, daran den salbungsvollen Hinweis knüpfend, wie Verdienst und ehrliche Anstrengung den Genuß einer Gabe erhöhe, die man als Lohn der Tugend erworben, nicht durch sündige Tücke. Und während sie die Predigt mit einer ebenso passend als glücklich gewählten Schriftstelle schloß, hatte Tom hinterrücks ein Stückchen Kuchen stibizt, um sich den Lohn der Tugend wie die Errungenschaft sündiger Tücke ganz gleich gut schmecken zu lassen.

Dann schlüpfte er hinaus und sah gerade, wie Sid die Außentreppe, die zu dem Hinterzimmer des zweiten Stocks führte, hinauf huschte. Erdklumpen waren zur Hand und im Moment war die Luft voll davon. Sie flogen um Sid wie ein Hagelwetter, und ehe noch Tante Polly ihre überraschten Lebensgeister sammelte oder zu Hilfe kommen konnte, hatten sechs oder sieben ihr Ziel getroffen, Sid brüllte und Tom war über den Zaun gesetzt und verschwunden. Es gab freilich auch ein Tor, aber für gewöhnlich konnte es Tom aus Mangel an Zeit nicht benutzen. Nun hatte seine Seele Ruhe, jetzt hatte er abgerechnet mit Sid und ihm die Verräterei mit dem schwarzen Zwirn heimgezahlt. Der würde ihn nicht so bald wieder in Ungelegenheit zu bringen wagen!

Tom schlich auf Umwegen hinter dem Stalle, um Haus und Hof herum, bis er außer dem Bereich der Gefangennahme und Abstrafung war, dann setzte er sich eiligst nach dem Hauptplatz des Dorfes in Trab, wo der Verabredung gemäß zwei feindliche Heere sich eine Schlacht liefern sollten. Tom war General der einen Armee, Joe Harper, sein Busenfreund, General der zweiten. Die beiden ruhmgekrönten, großen Anführer ließen sich aber nicht zum Fechten in Person herbei; bewahre, ganz nach berühmten Mustern sahen sie nur von ferne zu, von irgend einer Erhöhung herab, und leiteten die Bewegungen der kämpfenden Heere durch Befehle, welche Adjutanten überbringen mußten. Nach langem, heißem Kampfe trug Toms Schar den Sieg davon. Nun wurden die Toten gezählt, Gefangene ausgetauscht, die Bedingungen zum nächsten Streit vereinbart und der Tag für die daraus notwendig sich ergebende Schlacht festgesetzt; die Armeen lösten sich auf und Tom marschierte allein heimwärts.

Als er am Hause des Bürgermeisters vorüber kam, sah er ein fremdes kleines Mädchen im Garten, ein liebliches, zartes, blauäugiges Geschöpf mit langen, in zwei dicke Schwänze geflochtenen Haaren, weißem Sommerkleid und gestickten Höschen. Der ruhmgekrönte Held fiel ohne Schuß und Streich. Eine gewisse Anny Lorenz verschwand aus seinem Herzen, ohne auch nur einen Schatten ihrer selbst zurück zu lassen. Tom hatte seine Liebe zu besagter Anny für verzehrende Feuersglut gehalten und nun war es nur noch ein leise flackerndes verlöschendes Flämmchen. Monatelang hatte er um sie geworben, vor einer Woche erst hatte sie ihm ihre Gegenliebe gestanden, sieben Tage lang war er der stolzeste, glücklichste Junge des Städtchens gewesen und jetzt — im Umdrehen hatte sie sich empfohlen aus seinem Herzen, wie irgendein fremder Besuch, dessen Zeit um ist.

Mit verstohlenen Blicken verfolgte Tom den neu auftauchenden Engel, bis er bemerkte, daß sie ihn entdeckt hatte. Jetzt tat er, als ob er sie gar nicht sähe und begann nach echter Jungenart „sich zu zeigen", in der Absicht, ihre Bewunderung zu erringen. Eine Zeitlang trieb er es so fort, aber mitten in irgendeiner halsbrecherischen, gymnastischen Leistung schielte er seitwärts und bemerkte, daß die Holde sich dem Hause zuwandte. Er brach ab und sprang auf den Zaun zu, voller Bedauern und in Hoffnung, daß sie doch noch ein wenig länger verweilen werde. Einen Moment blieb sie auf den Stufen stehen, näherte sich dann aber schnell der Türe. Tom stieß einen schweren, schallenden Seufzer aus, als ihr Fuß die Schwelle berührte, im selben Moment aber erhellte sich sein melancholisches Antlitz, — sie hatte ein Stiefmütterchen über den Zaun geworfen im Augenblick, da sie verschwand. Der Junge rannte drauf los, blieb aber einen oder zwei Fuß von der Blume entfernt stehen, beschattete die Augen mit der Hand und tat, als habe er, weit da unten in der Straße, etwas von großem Interesse entdeckt. Gleich danach raffte er einen Strohhalm vom Boden auf, um ihn auf der Nase zu balanzieren, indem er den Kopf weit zurück warf, und als er sich dabei hin und her bewegte, rückte er der Blume immer näher. Schließlich berührte er sie mit seinem nackten Fuße, seine geschmeidigen Zehen umschlossen dieselbe, auf einem Bein hüpfte er fort mit dem eroberten Schatze und verschwand um die nächste Ecke. Aber nur für eine Minute, — nur bis er die Blume an seinem Herzen geborgen hatte oder auch an seinem Magen vielleicht, — Tom war nicht sehr bewandert in der Anatomie und jedenfalls nicht allzu kritisch.

Jetzt kehrte er zu seinem früheren Standorte zurück und trieb sich am Zaun herum, bis die Nacht hereinbrach, immer von Zeit zu Zeit seine Kunststücke loslassend. Die blonde Schöne aber zeigte sich nicht wieder und Tom tröstete sich mit

dem Gedanken, daß sie sicher hinter irgend einem der Fenster gestanden habe und seine Aufmerksamkeiten also nicht auf dürren Boden gefallen seien. Endlich bequemte er sich widerstrebend zum Abzug, Kopf und Sinn voll wunderbarer Visionen.

Während des ganzen Abendessens war er in solch gehobener Stimmung, daß seine Tante nicht klug draus wurde, „was zum Kuckuck in den Jungen gefahren sei!" Den Ausputzer, den er für Sids Beschießung mit Erdklumpen erhielt, nahm er mit Lammesgeduld entgegen und schüttelte ihn ebenso schnell wieder ab. Er probierte, der Tante vor der Nase weg Zucker zu stibitzen, und kriegte dafür ordentlich auf die Pfoten. Vorwurfsvoll meinte er:

„Tante, du klopfst doch den Sid nicht, wenn er Zucker nascht."

„Der quält mich auch nicht so wie du. Was, ei wenn ich dir nicht aufpaßte, du stecktest den ganzen Tag in der Zuckerdose!"

Gleich danach wollte sie in der Küche etwas holen und ging hinaus. Sid, im Gefühl seiner Unstrafbarkeit, langte nach der Zuckerdose mit einer Überhebung, die Tom unerträglich dünkte. „Aber weh!" — Sids Hand zitterte, die Dose entglitt den haltenden Fingern, fiel zu Boden und zerbrach. Tom triumphierte, — triumphierte so, daß er sich bezwang, seine Zunge im Zaum hielt und atemlos, erwartungsvoll schwieg. Er gelobte sich innerlich, kein Wort zu sagen, selbst wenn die Tante wieder herein käme, sondern sich ganz stille zu verhalten, bis sie frage, wer das Unheil angestellt, dann würde er berichten und welche Wonne, wenn der geliebte ‚Musterjunge' auch einmal was Ordentliches abkriegte. Er platzte beinahe vor Ungeduld und konnte sich kaum auf dem Stuhl halten, als nun die alte Dame hereintrat und sprachlos, Wutblitze unter ihrer Brille hervor schleudernd, vor den Trümmern stand. „Jetzt kommt's, jetzt geht's los," frohlockte er. Im nächsten Moment fühlte er sich gepackt, zu Boden geworfen und schon hob sich die strafende Faust zum zweiten- und drittenmal über seinem südlichen Rückenende, ehe er sprachlos vor Überraschung und Entrüstung, Worte fand:

„Laß los, Tante, was haust du mich denn? Sid hat's ja getan!"

Tante Pollys erhobene Faust sank noch einmal mechanisch mit klatschendem Schlag, dann hielt sie ein, erstaunt, verwirrt, während Tom, eines Ausbruchs tröstenden, selbstanklagenden Mitleids gewärtig, vorwurfsvoll zu ihr emporstarrte. Aber alles, was sie sagte, als sie zu Atem kam, war:

„Na, Gott weiß, an dir ist kein Schlag verloren, das ist mein Trost. Nimm's einstweilen als Abschlagszahlung, hörst du!"

Danach aber empfand sie doch Gewissensbisse und ihr gutes, weiches Herz sehnte sich, dem armen, unschuldig Gezüchtigten ein liebevolles Wort zu sagen. Aus Rücksichten der Disziplin aber enthielt sie sich jeder Zusprache, die ihr doch nur als ein Eingeständnis des Unrechts ausgelegt worden wäre. So schwieg sie denn und ging bekümmerten Herzens ihrer Arbeit nach. Tom schmollte in einem Winkel und steigerte seine Leiden ins Unendliche. Er wußte, daß die Tante innerlich vor ihm auf den Knieen lag und dies Bewußtsein tat ihm wohl bis in die kleine Zehe. Er wollte sich um niemanden, niemanden mehr kümmern. Er fühlte, wie ihn von Zeit zu Zeit ein sehnsüchtiger, tränenverschleierter Blick traf, er aber tat, als merke er nichts und brüte nur stumm vor sich hin. Er sah sich krank, sterbend auf seinem Bette hingestreckt. Die Tante beugte sich über ihn und flehte händeringend um ein einziges, kleines, armes Wort der Vergebung. Er aber wandte das Gesicht ab, stumm, tränenlos und starb, — starb und das Wort der Vergebung blieb ungesagt. Was würde sie dann tun? — Oder er sah sich, wie man ihn vom Fluß zurück brachte, tot, mit triefenden Haaren, blassem, stillem Antlitz, endlich Ruhe und Frieden im armen, gequälten Herzen — für immer. Wie würde sie sich über ihn werfen, wie würden ihre Tränen stromweise fließen und sie Gott anrufen, ihren armen Jungen wieder lebendig zu machen, den sie auch nie, nie wieder mißhandeln wolle. Er aber läge da, kalt und still, ein armer Märtyrer, dessen Leiden zu Ende. — So arbeitete er sich dermaßen in Jammer und Elend hinein, daß er beinahe in Schluchzen ausgebrochen wäre und am Zurückdrängen desselben fast erstickte. Tränen standen in seinen Augen und alles erschien ihm in einem wässerigen Nebel. Wenn er mit den Augen zwinkerte, kamen die Tropfen langsam die Nase herab und träufelten von der Spitze hernieder. Dabei fühlte er sich so wohl in seinem Schmerz, daß er denselben ängstlich vor der profanen Lust, dem lärmenden Getriebe der Welt da draußen behütete. Als sein Bäschen Mary, die acht Tage auf dem Lande zu Besuch gewesen war, glückselig nach der „langen Abwesenheit" zur einen Tür herein tanzte, wie lauter Licht und Sonnenschein, entschlüpfte Tom in Nebel und Wolken gehüllt durch die andere. Weit in die Einsamkeit wanderte er hinweg. Ein Floß lockte ihn; er setzte sich darauf und starrte in die Wellen des Stromes. Wenn er nur auf einmal tot und ertrunken sein könnte, ohne etwas davon zu wissen, ohne erst all das viele Wasser zu schlucken! Dann dachte er an seine Blume, entnahm sie seinem Busen, verwelkt, zerknittert und ihr Anblick erhöhte noch sein wonniges Schmerzgefühl. Ob sie ihn wohl bemitleiden würde, wenn sie es wüßte? Oder würde auch sie sich abwenden wie die übrige schnöde Welt? Wieder verlor er sich in einem Labyrinth von Träumen und erhob sich zuletzt seufzend, um in die Dunkelheit hinein zu wandern. Um zehn, halb elf schlich er die stille Straße hinunter, in der die vergötterte Unbekannte wohnte. An ihrer Türe hielt er an. Kein Laut traf sein lauschendes Ohr, nur aus einem Fenster des zweiten Stockes kam der trübe Schein eines einsamen Talglichts. War dort der geheiligte Raum, der sie umschloß? Er kletterte über den Zaun und stahl sich bis unter jenes Fenster. Voll Rührung schaute er hinan, dann streckte er sich lang auf den Boden aus, die Hände, welche die verwelkte Blume umschlossen, auf der Brust faltend. So wollte er sterben, — draußen in der kalten Welt, kein Dach über seinem heimatlosen Haupte, keine Freundeshand, die ihm den Todesschweiß von der Stirne wischte, kein liebendes Antlitz, das sich mitleidsvoll über ihn beugte, wenn der letzte, große Kampf nahte. So sollte sie ihn sehen, wenn sie das Fenster öffnete, um dem jungen Morgen zuzulächeln und ach — würde sie wohl dem Toten eine Träne weihen, einen Seufzer hauchen über den leblosen stillen Rest, der alles war, was von dem frohen, jugendfrischen, vor der Zeit in der Wurzel geknickten, jungen Leben geblieben?

Das Fenster öffnete sich. Die schrille Stimme einer Magd entweihte die geheiligte Stille und eine Sündflut von Wasser durchtränkte die Gebeine des dahingestreckten Märtyrers.

Prustend und keuchend sprang unser Held auf und schüttelte sich heftig. Ein Wurfgeschoß durchschwirrte die Luft, untermischt mit einem halblauten Fluche, worauf ein klirrendes Splittern von Glas folgte. Eine kleine, undeutliche Gestalt kletterte eiligst über den Zaun und schoß in die Dunkelheit hinein.

Nicht lange danach, als Tom beim Schein eines Lichtstümpfchens seine durchnäßten Kleider besichtigte, erwachte Sid. Wenn der nun vorher die Absicht gehabt hatte, allerlei unliebsame Anspielungen zu machen, so besann er sich jetzt wohlweislich eines besseren und hielt Frieden, — es blitzte Gefahr in Toms Auge. Dieser aber kroch ins Bett ohne weitere unangenehme Förmlichkeiten wie Waschen oder Beten, wovon sich Sid im Geiste getreulich Notiz machte, und die Stille der Nacht umfing das Brüderpaar.

(Fortsetzung folgt.)

Kampf zwischen Elefant und Tiger.

Erlebnis von John Freeman.

Das kleine Holland besitzt bekanntlich im fernen Osten Kolonien, deren Ausdehnung das Mutterland bei weitem übertrifft! Es sind die großen und kleinen Sundainseln, unmittelbar am Äquator gelegen, großartig in ihrer Naturschönheit, unübertroffen in der Mannigfaltigkeit ihrer seltsamen Tiere und Pflanzen. Bei weitem am kultiviertesten von allen diesen ostindischen Gebieten ist die langgestreckte Insel Java, die ich in all ihren Teilen besuchte, und dennoch, auch hier Riesenschlangen, Tiger, Krokodile in großer Zahl neben wohlgepflegten Automobilstraßen, Plantagen, Reisfeldern.

Eine andere Insel ist Sumatra! Wenn man nicht gerade in den „Padongschen Bovenlanden" oder in den kultivierten Distrikten um Medan, Deli oder Sabong lebt, so ist man hier der äußersten Wildnis anheimgegeben. In den Dörfern und Flecken, den Kampongs und Dessas, leben noch zum Teil feindlich gesinnte, kriegerische Völkerschaften: Atchinesen, Battaker.

Doch nicht davon wollte ich heute erzählen. Nicht nur die tropische Vegetation Sumatras ist von einer fabelhaften Üppigkeit, sondern auch das Reich der Tiere weist eine erstaunliche Fülle auf. Tiger gibt es hier in großer Zahl, und Elefanten, angeführt von einem alten Männchen, durchziehen in Trupps bis zu siebzig Exemplaren die dichten Wälder, lieber jedoch die grasreichen Alang-Alangfelder, mannshoch und außergewöhnlich dicht steht hier das Gras; hier ist es, wo auf nackten Felsplatten, welche auf diesen bewachsenen Flächen verstreut liegen, die Schlangen jeder Größe und Art sich sonnen, wo der Königstiger einherschleicht und in den Manga- und Durianbäumen hier und da der Affe schreit und der Papagei sein mißtönendes Kreischen hervorstößt. Und alles dies bei einer Glut, die unbeschreiblich ist!

Es war einem solchen Tage der regenlosen Dürre, daß ich mit drei Holländern in einem „Prauw", einem Boot, das sowohl zum Rudern, als zum Segeln eingerichtet war, den Fluß, den „Kali", wie die Eingeborenen sagen, vom Meeresstrande her hinauffuhr, und zwar mit Hilfe eines Bootsmotoren. Die Szenerie hier an der Mündung war herrlich: rechts und links des Flusses erstreckte sich der dichteste Urwald, unheuer dicke Stämme, oft von Lianen und Rankwerk verdeckt, standen unter anderen Bäumen, die schlank und selbst zierlich aufragten. Orchideen leuchteten aus Astwinkeln. Es war so dämmerig in dieser Waldregion, daß man die Formen oftmals nur undeutlich unterscheiden konnte. In dem Fluß da und dort eine wild bewachsene Insel, Mongroven, Bambusrohre von gewaltiger Höhe, Sumpfpalmen waren auf diesen Inseln vorherrschend. Ein blauer Vogel zog lautlos über den Urwaldfluß.

Nun kamen wir an ein weites Grasfeld. Wir legten an, stiegen aus, bereiteten unser Mahl aus Konserven und wollten uns hinstrecken im Schatten unserer chinesischen Sonnenschirme aus Ölpapier, den Pajongs, als ein mächtiger, trompetenhafter Laut aus der Nähe an unser Ohr drang. Wir alle waren lange genug in Indien, um zu wissen, was das bedeutete: Ein Elefant, vielleicht fünfzig oder siebzig Elefanten waren hier ganz nahe. Nicht weit von uns zog sich der von dichtem Alang-Alang (ostindisches Gras) bestandene Boden aufwärts zu einer kleinen Anhöhe, welche dem Flusse parallel lief. Dorthin eilten wir und blickten auf das Terrain. Wir beobachteten nun einen Elefanten, der schnaufend einen kräftigen Baum mit dem Rüssel aus dem Erdreich zu ziehen versuchte und ihn dann auch in der Tat mitsamt dem Wurzelwerk losriß, um ihn dann liegen zu lassen. Von weiteren Elefanten war bis auf eine weite Strecke hin nichts zu sehen, denn die dunklen Rücken wären ohne weiteres über dem Alang-Alanggras sichtbar gewesen. Wir zweifelten keinen Augenblick, daß es sich um eines jener von der eigenen Gruppe ausgestoßenen Exemplare handelte, um einen Paria unter seinesgleichen. Diese zuweilen aus der Herde wegen angeborener Bösartigkeit vertriebenen Elefanten sind äußerst gefährlich. Sie gehen auf nichts als auf Zerstörung aus. Dieser Elefant nun hob den Rüssel plötzlich witternd, denselben nach dorthin und dahin bewegend. Hatte das wütende Tier unsere Gegenwart erspürt? Dann wurde es Zeit, in das Boot zum nahen Flußufer zu fliehen.

Nun bemerkten wir, wie der Elefant auf eine bestimmte Stelle zutrabte, kaum hundert Meter von dem Fleck entfernt, wo er den Baum ausgerissen und wo das Gras in einigem Umkreis niedergetreten. Plötzlich vernahmen wir das markerschütternde Geheul eines Tigers. Wir konnten deutlich wahrnehmen, wie der Elefant sich fast um sich selbst drehte, ohne Zweifel schlich der Tiger um ihn herum, um den Koloß anzugreifen. Dann schoß ein gefleckter Leib durch die Luft; der Tiger saß auf dem Rücken, oder krallte sich vielmehr beinahe seitlich in die Lenden, schlug sein furchtbares Raubtiergebiß in den grauen Wanst des Elefanten und schien ihn solchermaßen zerfleischen zu wollen, als der riesige Rumpf des Dickhäuters auf einmal verschwand. Der Elefant, klug wie diese Tiere sind, hatte sich im Nu zu Boden geworfen, trotz seines Körperumfangs und seiner Schwere eine geschickte Bewegung, und wälzte sich nun im Grase, um so den Angreifer zu erdrücken. Doch auch der Tiger war offenbar auf seiner Hut, er muß wohl noch rechtzeitig zur Seite gesprungen sein; wie dem auch sei, wir sahen nun den Elefanten sich wieder aufrichten, denn nun, nachdem alles Gras ringsum die Kämpfenden niedergetreten, konnte ich selber jede Bewegung des großen Tieres wahrnehmen. Wir drei hier oben auf dem Hügel befanden uns in einer begreiflichen Aufregung, wir standen wie gebannt, die Blicke dem Schauplatz der beiden imposanten Urwaldtiere zugewandt. Keiner von uns sprach ein Wort. Immerhin waren wir mit einigen Gedanken bei unserem Boot als rasch zu erreichendem Zufluchtsort, falls uns selber Gefahr drohen sollte.

Der Elefant, aus klaffender Wunde blutend, schnaufte hörbar; es war ein wildes, äußerst erregtes Schnaufen, wie von einem aufgebrachten Stier. Wo war der Tiger? Plötzlich schien der Elefant den riesigen Kopf nach vorn abwärts zu recken, und dann sahen wir den Tiger von dem Rüssel des Elefanten um den Leib gefaßt, hoch erhoben, sich wütend in der Umklammerung windend. Ein mächtiger Wurf gegen den Boden, da lag das heulende, seltsam jaulende Raubtier. Noch war der Tiger nicht tot, noch waren ihm erst alle Knochen im Leibe zerbrochen, doch dann — dieser Elefant wußte zu gut, daß ein Teil seiner Waffen seine eigene Körperschwere war! Er setzte seinen mächtigen, fast säulenhaften Fuß dem besiegten Feind auf den Leib, ja, er begann nach und nach, mit allen Vieren über den Tiger hintrabend, zu vollenden, was er begonnen: er zertrampelte den Daliegenden.

Nach einer Weile trottete der Elefant, scheinbar zufrieden, davon. Der dunkle Rumpf verschwand allmählich in dem Grasfeld, eine deutlich sichtbare Spur hinter sich zurücklassend . . .

Wir aber schafften den geradezu platt getretenen Körper des Tigers oder besser der Tigerin, ins Boot. Einige Schritte von dem Kampfplatz entfernt fanden wir zwei sich putzig gebärdende Junge, sich balgend wie zwei Katzen . . .

Der Maibaum.

Von Detlev von Liliencron.

Wir liebten uns. Ich saß an deinem Bette
und sah auf deinen todesmatten Mund.
Dein Auge suchte mich an irrer Stätte:
Hörst du den Sensenschnitt im Wiesengrund?

Und Pfingsten rings. Die Stadt war ausgeflogen
in hellen Kleidern und im Frühlingshut,
wir waren um den schönsten Tag betrogen,
o Tag, sei gnädig ihrer Fieberglut.

Zu deinem Haupte bog, zu deinen Füßen
bog sich ein grünes Birkenbäumchen vor,
sie sollten dich vom heiligen Leben grüßen,
ein letzter Gruß dir sein am schwarzen Tor.

Ich hatte gestern sie für dich geschnitten,
an einer Stelle, die dir wohlbekannt,
zu der wir ausgelassen oft geschritten,
an der wir oft gesessen Hand in Hand.

An jenem Ort steht eine alte Weide,
vor Neid und Sonne unsre Schützerin,
da ist es still, und überall die Heide,
am Ginster zittert die Libelle hin.

Ein Wasser schwatzt sich selig durchs Gelände,
ein reifer Roggenstrich schließt ab nach Süd,
da stützt Natur die Stirne in die Hände
und ruht sich aus, von ihrer Arbeit müd'.

Weißt du den Abend noch, wir saßen lange,
ein nahendes Gewitter hielt uns fest
an unserm Weidenbusch, du fragtest bange,
es klang so zag: Und wenn du mich verläßt?

Sieh zu mir auf, beschirmt von Birkenzweigen,
ich war dir treu, wir haben uns geglaubt.
Aus Wüsten zieht auf Wolken her das Schweigen,
die Sense sirrt, und sterbend sinkt dein Haupt.

Das Milliardärpaar im Pariser Palasthotel.

Ein drahtloses Telegramm von dem Ozeandampfer „Empire" meldete der Direktion des Palasthotels in Paris, daß das Milliardärpaar John Astor eine Flucht Zimmer in dem Hotel für einige Monate wünsche, und daß die Herrschaften inkognito eintreffen würden. Der angegebene Tag kam heran, und abends traf ein elegantes amerikanisches Paar, begleitet von einem Kammermädchen und einem Diener, samt unzähligen Koffern im Palasthotel ein, wo die Direktion zum Empfang bereitstand, als das Paar aus dem rassigen Automobil stieg, welches das Hotel zur Verfügung gestellt hatte.

Als Mr. und Mrs. Astor große Toilette auf ihren Zimmern gemacht hatten, wurde der erste Direktor gebeten, und dann teilte man ihm gnädigst mit, man wünsche, daß die feinsten Händler aus Paris ihre Aufwartung machten, weil man sich mit dem kostbarsten Pariser Schick versorgen wolle.

In den nächsten Tagen füllten sich die Zimmer mit kostbaren Stoffen und Waren, und die Lieferanten überboten einander. Aber in diesem Trubel war keiner, der merkte, daß der Diener und das Kammermädchen der Herrschaft mit großen Paketen aus dem Hotel gingen, und daß Boten mit großen Kisten und ähnlichem geschickt wurden, und man wurde auch nicht mißtrauisch, als Mr. und Mrs. Astor ein paar Tage auf ein Gut in Südfrankreich reisten.

Rein zufällig entdeckte eines der Stubenmädchen des Hotels, daß die großen Koffer, welche das sogenannte Milliardärpaar zurückgelassen hatte, leer waren, und daß das Ganze ein Riesenschwindel gewesen war, welcher u. a. die Hoteldirektion ein Bardarlehn von 60 000 Franken gekostet hatte. Außerdem war eine Menge kostbarer Sachen gestohlen.

Man sieht, daß auf Hotelschwindeleien, die mit der erforderlichen Großzügigkeit und Dreistigkeit aufgezogen sind, selbst noch die „ausgekochten" Leiter von Weltstadthotels hereinfallen können. Die Schwindler müssen nur, wenn die Millionen nicht mehr ziehen, die Milliarden zum Aushängeschild wählen!

A. G.

Der Milliardenzug der Aale.

Aus dem nordschleswigschen Nordseeküstenort Hoyer wird geschrieben: Der Versand von Glasaalen, die zurzeit in Milliardenscharen aus den Tiefen des Atlantischen Ozeans, ihrer Geburtsstätte, vor der Hoyer Schleuse angekommen sind, ist jetzt sehr lebhaft. Die meisten gehen in besonders eingerichteten Kästen nach den verschiedensten Gegenden Dänemarks, wo sie in den Stromläufen ausgesetzt werden. Bevor die kleinen Tiere diese Reise antreten, werden sie etwa acht Tage in einem Bassin aufbewahrt, wo ihnen jegliche Nahrung vorenthalten wird, damit sie in eine Art Lethargie verfallen, in der sie die Strapazen des Versands besser überstehen können, als im gefütterten Zustande. Das Pfund dieser Aale, auf das etwa 1800 bis 2000 Stück gehen, wird mit 12 dänischen Kronen bezahlt. Ein großer Teil der Glasaale wandert durch die Schleuse in das Flüßchen Wiedau, von dem aus sie dann in die Stromläufe bis zur Geest hinaus vordringen. In neuerer Zeit versucht man den kleinen Tieren diese Wanderung an den Wehren durch sog. Aalleitern zu erleichtern. Der Fang und geschäftsmäßige Versand dieser Aale ist sehr rentabel, da täglich mit der größten Leichtigkeit 20 Pfund und mehr gefangen werden können. Der Unternehmer ist ein Däne, der sich dabei eine schöne Stange Geld verdient. Übrigens bietet der Einzug der Glasaale in die Strommündungen einen interessanten Anblick, da er ein Kapitel aus dem Instinktleben des Aales vor Augen führt, das, erhöht durch den Reiz des Geheimnisvollen, den Beschauer mit Bewunderung erfüllt. Die Einwanderung dieser zündholzgroßen jungen Aale in die Mündungen hält wochenlang an und geschieht in einem einzigen dichten Streifen von 50—60 Zentimeter Durchmesser. Nirgends tritt die verschwenderische Fülle, mit der die Natur ihre Tiere zur Erhaltung der Art ausgestattet hat, so belehrend in die Erscheinung, wie bei diesem Milliardenzug, der trotz seiner ständigen Dezimierung durch die verschiedensten Raubfische anscheinend ungeschwächt und unbeirrt durch Stürme, Strömungen und Schiffe zielsicher in den Mündungen auftritt und unaufhaltbar durch Hindernisse in den Binnenwässern bis in den letzten Wassergraben der Geest gelangt.

A. G.

Der „sprechende" und „singende" Brief

Daß ein Jüngling seiner Herzallerliebsten in feurigen Jamben oder Hexametern brieflich nähertritt, ist auch heute noch nichts Seltenes; wer musikalische Neigungen hat, vertont vielleicht noch seine lyrischen Elaborate, oder aber er macht bei Schubert oder Schumann eine kleine Anleihe. Die Verse des Jünglings kann dann die Angebetete lesen, die Noten kann sie spielen, wie er das aber selber sagen oder singen würde, muß sie sich hinzudenken. Nach der neuesten Erfindung, mit der jetzt eine große Schweizer Schallplattenfirma herauskommt, braucht die Huldin ihre Phantasie nicht mehr anzustrengen. Sie bekommt die „Stimme ihres Herrn" fix und fertig per Brief ins Haus geliefert. In allen Tönen, Klangfarben, sprachlichen und musikalischen Ausdrucksmitteln kann ihr der Seladon höchst persönlich seine feurige Liebe klarzumachen versuchen. Er kann die glühendsten Verse deklamieren, Lieder und Arien zum Lobe der Liebsten singen, und das „besprochene" oder „besungene" Briefpapier wird zusammengerollt und kuvertiert mit der Post an die Adresse der Angeschwärmten versandt. Diese spannt dann den Brief auf die Scheibe einer Sprechmaschine, worauf die Sprache oder der Gesang des Verehrers sozusagen „im Original" vom Briefbogen abrollt. Er braucht ihr nicht gerade seine holde Stimme zu schicken. Wenn er meint, daß ihr Moissis Sprache oder Broonsgeests Organ lieber ist, so hat er's sogar noch leichter, denn die von „Prominenten" bespielten Briefbogen kann er gleich fertig beziehen, während die Fixierung seiner eigenen holden Stimme immerhin etwas Arbeit macht. Er kann ihr sogar eine Beethoven-Sinfonie, unter Leitung eines unserer Stabgrößen von einem ganzen Orchester gespielt, durch einen Brief senden. Es ist also reichlichste Auswahl dauernd einführen wird, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Es versteht sich von selbst, daß das Briefpapier rund sein und eine gewisse Größe haben muß, damit es auf die rotierende Scheibe paßt. Ebenso kann zu diesen Phonogrammen nur ein besonderes Papier verwandt werden, dessen Zusammensetzung das Geheimnis der oben erwähnten Schweizer Firma ist. Aber trotz seiner Rundlichkeit bleibt es doch halt ein Briefchen. Denn die Papierscheibe kann zusammengerollt und als Brief überall hin versandt werden.

Der singende und sprechende Brief hat auf alle Fälle den Reiz der Originalität. Ob er Modesache sein oder sich dauernd einführen wird, bleibt der Zukunft vorbehlaten.

A. J.

Bunte Chronik

* **Der erste Eisenbahnunfall.** In wenigen Monaten wird die Welt das hundertjährige Jubiläum des denkwürdigen Tages begehen können, an dem auf der englischen Strecke Stockton—Darlington der erste von einer Lokomotive gezogene und mit Personen besetzte Eisenbahnzug mit einer Stundengeschwindigkeit von etwa zehn Kilometern über die Schienen ging. Fünf Jahre nach dieser Eröffnungsfahrt, nämlich im September 1830, verzeichnete man den ersten Eisenbahnunfall, der sich in der Nähe von Liverpool ereignete. Der englische Abgeordnete Huskisson, der nach Liverpool fuhr, benutzte den Aufenthalt auf einer Station, um aus seinem Wagen auszusteigen, und die Betriebsmaschinerie der Lokomotive eingehend zu besichtigen. Dabei hatte er sich unvorsichtigerweise auf das Gleis gestellt. Ganz in die Betrachtung des Räderwerks vertieft, bemerkte er nicht, daß auf der entgegengesetzten Seite auf demselben Gleis eine Lokomotive heranfuhr. Der arme Huskisson wurde von der Maschine ergriffen, niedergeworfen und zermalmt. Der Fall erregte in England ungeheures Aufsehen und verbreitete überall Furcht und Schrecken. Die „Edinburgh Review" aber benutzte die günstige Gelegenheit, um an dem neuen Verkehrsmittel eine vernichtende Kritik zu üben. „Der Wahnsinn", so führte die angesehene Monatsschrift aus, „700 Personen in Zügen von sechs Wagen mit einer Geschwindigkeit von 25 Kilometern — man war inzwischen zu dieser Höchstleistung gekommen — zu befördern, übersteige alle Vorstellungen. Aber England wird diesen Wahnsinn schwer zu büßen haben!" So schloß die „Review" pathetisch den Artikel. In der Folge mußte sie sich allerdings davon überzeugen, daß der Eisenbahnwahnsinn mit unheimlicher Schnelligkeit um sich griff, aber nicht zum Schaden, sondern zum größten Segen Englands und der ganzen Welt.

*

* **Der Landstreicher und die feinen Zigarren.** Die meisten Gauner verraten sich, wenn sie wirklich einmal einen gelungenen Streich ausgeführt haben, oft nachher durch Dummheit oder Sorglosigkeit. So ging es auch einem Landstreicher, der kürzlich einem Wirt zu Olpe in Westfalen die Brieftasche und einige feine Zigarren gestohlen hatte. Statt sich aus der gefährlichen Gegend zu entfernen, blieb er ruhig in der Nähe und lag eines Nachmittags, eine der gestohlenen Zigarren rauchend, am Wegrande, als der bestohlene Wirt zufällig mit einem Begleiter vorbeikam. Der Wirt, der ein starker Raucher war, erkannte ohne Schwierigkeiten, daß der Bummler eine Zigarre von seiner Lieblingssorte qualmte. Kurz entschlossen, gab er seinem Begleiter einen Wink und ließ sich mit dem Gauner, der ihn nicht persönlich kannte, in ein gemütliches Gespräch ein. Plötzlich aber sagte er: „Nun, sag mal, wo hast du nur die feinen Zigarren her?" Der Landstreicher erschrak und wurde blaß. Kurz entschlossen packten ihn daraufhin die Männer. Sie fanden dann auch die Brieftasche und den Rest der gestohlenen Zigarren.

Lustige Rundschau

* **Entrüstung.** „Pfui Teufel," rief die Dame, als sie den Roman bis zur letzten Zeile verschlungen hatte, „pfui, das ist ein unanständiges Buch. Das möchte man ja nicht mit der Feuerzange anfassen!"

*

* **Der Bibelspruch.** „Kann mir einer die Bedeutung des Wortes sagen: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen?" Otto meldet sich, grinst, spricht: „Mer soll so lange esse, bis mer schwitzt."

*

* **Der gute Ruf.** Frau X rief ihrem Dienstmädchen lange Zeit, aber es kam nicht. „Laß mich rufen, Mutti," sagte endlich der achtjährige Sohn, der daneben stand, „du hast keinen guten Ruf."

*

* **Ein findiger Polizeikommissar.** „Herr Kommissar, während ich mich rasieren ließ, haben sie mir mein Geld gestohlen. Das ist schon das zweitemal, daß mir das passiert ist, und unter denselben Umständen." „Was soll ich Ihnen da weiter sagen? Lassen Sie sich den Bart steh'n."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.